

Notizen eines Killers

THRILLER



**ANSGAR
SITTMANN**

ANSGAR SITTMANN

Notizen eines Killers

Thriller



Prolog

Nun wusste Emilie, wie es sich anfühlte, wenn ein Alptraum Realität wurde. Dabei hatte doch alles so harmlos begonnen. So harmlos wie der Flügelschlag eines Schmetterlings. Der Zufall hatte ihr dieses unheilvolle gelbe Notizbuch zugespielt. Doch sie allein war verantwortlich für den Flügelschlag, der einen zerstörerischen Orkan ausgelöst hatte.

Gebannt lauschte sie, ob sie Stimmen in der Wohnung unter ihr oder im Treppenhaus wahrnehmen konnte. Ein Knarzen? Ein Poltern? Das Schlucken fiel ihr schwer, und sie lehnte sich im Wohnzimmer gegen die Wand hinter der Couch, weil sie unsicher war, ob ihre Beine sie trugen. Doch Hinsetzen war undenkbar. Zu viel Anspannung, nervöse Energie durchströmte ihren Körper.

Das Klopfen an der Tür ließ sie zusammenzucken. Dann Erleichterung, als der Schlüssel sachte eingeführt wurde.

Doch es war nicht der Polizist, der die Wohnung betrat. Emilie zog scharf die Luft ein und verstärkte den Griff um die Waffe in ihrer Hand. Sie schätzte den fremden Mann auf Ende sechzig, doch seine fahle Haut und die fast klapprig wirkende Haltung ließen auf einen Mann kurz vor seinem Ende schließen. Seine Atemzüge waren schnappend, nur sein Blick war klar und wie besessen auf sie gerichtet. Ein Lächeln stahl sich über seine Lippen. In seiner Hand hielt er ein blutverschmiertes Messer. Kein Stilett, nur ein banales, handelsübliches Küchenmesser.

Er musterte sie neugierig. »Sie sind attraktiv.« Es klang fast traurig. Dann sah er das Notizbuch auf dem Boden und schüttelte den Kopf.

»Packen Sie das Notizbuch in den Rucksack«, befahl er.

Emilie konnte den Blick nicht von dem Messer abwenden. Sie dachte an ihren kleinen Sohn und verfluchte den schicksalhaften Tag, an dem sie das Manuskript gefunden hatte.

Kapitel 1

Memoiren eines Killers

Quentin Tarantino muss ein Fan italienischer B-Movies sein. Trash in seiner höchsten Vollendung. Robert Rodriguez und Frank Miller haben mit *Sin City* der Gewalt und Sünde ein Denkmal gesetzt. Dass *mein* Leben das perfekte Drehbuch für einen bluttriefenden Italo-Gangsterfilm der 70er-Jahre liefern würde, entschied sich aus einer Laune heraus, kurz nachdem die angeheiterten Kolleginnen und Kollegen eng umschlungen in feuchten Höschen bei *Kleine Taschenlampe brenn'* einen Slow auf das Parkett legten.

Der DJ machte seine Sache gut. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung, gekonnt wechselte er von Schmusesongs und Kuschelrock zu schmissigeren Takten, um das paarungswillige Kollegium bei der Stange zu halten und nicht zu früh an einen vom Alkohol beflügelten Quickie auf dem Rücksitz einer Erika zu verlieren. Manch Jungbulle hätte vermutlich auf einen Manta umgesattelt, wenn er geahnt hätte, dass dem Escort als Projektname die Alternativbezeichnung des Heidekrauts verliehen worden war. Erika. Hörte sich genauso sexy an wie Helga, die Heldin aus dem Aufklärungsfilm der Sechziger.

Er legte *Let's dance* auf. Männlein und Weiblein stoben auseinander, schüttelten Beine und Arme wie Langstreckenläufer, die sich locker machten. Ich war im

besten Mannesalter, Mitte zwanzig, groß gewachsen, vielleicht etwas schlaksig, letztes Überbleibsel einer zu lang geratenen Pubertät. Karin störte das nicht weiter. Während *Der kleinen Taschenlampe* hatte sie sich besonders eng an mich gedrückt, eine wohlige Wärme hatte sich im Lendenbereich entfaltet. Offenkundig wollte sie David Bowie überspringen. Sie nahm mich bei der Hand und zog mich mit einem verschmitzten Lächeln zum nächstgelegenen Sofa. Eines der wenigen.

Die Aula war groß, größer als eine gewöhnliche Schulsporthalle, passend zu den Umsätzen des Pharmakonzerns, der sein Personal zweimal im Jahr großzügig verwöhnte. Betriebsausflug und Weihnachtsfeier. Beide Anlässe waren beliebt, auch wenn die Folgen für manche nicht lange auf sich warten ließen. Gentlemen genossen und schwiegen, was auch nicht half, wenn die bessere Hälfte am nächsten Morgen Lippenstift am Hemdkragen oder Schlimmeres entdeckte.

Zwei eigens für den Anlass eingerichtete und vorzüglich ausgestattete Bars versorgten das tanzwütige Volk mit Bier und Spirituosen. Ein reich gedecktes Buffet, das wie von Zauberhand stets nachgefüllt wurde und keine Wünsche offenließ, sorgte für eine vernünftige Grundlage. Stehtische und Sitzgruppen säumten die Tanzfläche und die Bühne, auf der zunächst der Conférencier launig auf die Weihnachtsfeier einstimmte und Geschenke verteilte, anschließend der sonnenbebrillte und für die Jahreszeit außergewöhnlich gebräunte DJ seinen Platz am professionellen Mischpult einnahm.

Junge Kellnerinnen in hautengen knallroten Kleidchen servierten ambulant viel zu süßen Sekt und sonstige Schlüpfershüpfen und Rauchware, Zigaretten und Zigarren. 1983. Eine andere Zeit. Himmel, über vierzig Jahre!

Karin war mächtig angeschickert, und sie wollte es wissen. Das Sofa stand strategisch günstig, fernab von hellen Scheinwerfern und der für die Veranstaltung an der Decke montierten silberfarbenen Discokugel. Sie schaute mich mit ihren großen blauen Augen an, die nicht mehr ganz die Spur hielten, presste ihren Mund auf meinen und fing an zu züngeln.

Ich war kein Kostverächter, auch nicht keusch oder besonders schüchtern, aber als der tumbe Zuchthengst Dieter unser Treiben von der Tanzfläche aus registrierte, mir zuzwinkerte und blöd seine schneeweißen Zähne zu einem Dieter-Bohlen-Grinsen bleckte, schob ich Karin sanft zurück.

»Was ist, Rudi?«

»Nichts, wirklich, nichts. Ich müsste mal kurz. Geht schnell.«

Sie lächelte mich verständnisvoll an. »Beeil dich, ja?«

Damals fragte ich mich noch, was mit mir nicht stimmte. Was mich von den anderen unterschied. Warum ich nicht einfach genießen und Spaß haben konnte. Musste ich allem Handeln einen tieferen Sinn geben?

Es war einer der letzten Abende, die mich zum Grübeln brachten. Fortan sollte vieles einfacher werden. Besser? Vermutlich nicht. Einfacher eben. Der Weg dorthin ebnete sich auf der Herrentoilette.

Kaum hatte ich die Sanitäranlage betreten, fiel mein Blick auf den entzündeten Pickel mitten auf der feisten

Pobacke des Vorstandsvorsitzenden Winfried Welter. Ungestüm bewegte er sich mit heruntergelassener Bundfaltenhose im Takt von *Stayin' alive*, das Objekt seiner Begierde auf dem Waschtisch sitzend, die Beine um seine Hüfte geschlungen, die Hände hinter seinem Stiernacken verschränkt. Ruth, ja, es war Ruth, die Chefsekretärin, die genussvoll stöhnte. Sie bemerkte mich zuerst, errötete verschämt und senkte den Kopf, um meinen Blicken auszuweichen. Als Welter spürte, dass Ruth seine Stöße nicht mehr erwiderte, drehte er sich kurz um, ohne von ihr zu lassen, und sah mich mit leicht panischen, weit aufgerissenen Augen an.

»Ich ...«, raunte er verdattert.

»Entschuldigung«, sagte ich trocken, »ich wollte nicht stören.« Dann drehte ich mich um und verließ den Raum. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass Karin meine schnelle Rückkehr nicht wahrnahm, schlich ich mich mit gesenktem Kopf zur nächsten Bar und ließ mir ein Bier zapfen. Gerade lief *Just can't get enough* von Depeche Mode. Ich war mir sicher, dass anschließend wieder Kuschelrock angesagt war. Spätestens dann musste ich eine Entscheidung treffen – zurück zu Karin oder die Sause verlassen. Die letzten Takte waren kaum verklungen, als mir jemand von hinten freundlich auf die Schulter klopfte. Es war Welter. Er musste sich beeilt haben, es sei denn, mein Erscheinen hatte den Koitus unwiderruflich unterbrochen.

»Sie arbeiten bei uns?«, fragte er jovial.

»Ja, ich bin Pharmakant. Ich habe hier meine Ausbildung gemacht.«

»Sehr schön, sehr schön, Herr?«

»Schuster. Rudolph Schuster.« Karin hatte mich zwischenzeitlich gesichtet. Natürlich erkannte sie sofort, wer mich gerade in ein Gespräch verwickelt hatte. Der Chef höchstpersönlich. Für den Moment war da nichts zu machen. Enttäuscht zuckte sie die Schultern, deutete lasziv mit dem Zeigefinger, dass ich nach der Unterhaltung wieder zu ihr kommen sollte, und orientierte sich Richtung Tanzfläche.

Welter kippte ein Glas Bier in seinen Rachen. »Also, das Rheinland ist ja schön, aber die Biergläser sind definitiv zu klein. Wir trinken doch noch eins, Herr Schuster? Oder darf ich Sie Rudolph nennen?«

»Selbstverständlich, Herr Welter. Gerne auch Rudi.«

Es störte mich nicht im Geringsten, wenn mich ältere Herrschaften väterlich duzten. Seinerzeit legte ich noch keinen Wert auf Reziprozität. Dafür hatte meine römisch-katholische Erziehung in den Sechzigern gesorgt. Achtundsechzig hatte in meinem Heimatdorf an der Mosel kaum stattgefunden. Ein bisschen Renitenz leisteten wir uns erst auf den Winzerfesten im nächsten Jahrzehnt. Welter konnte altersmäßig gut und gerne mein Vater sein. Ich schätzte ihn auf Anfang fünfzig. Alt aus meiner jungen Froschperspektive.

Heute, vierzig Jahre später, sieht das ganz anders aus. Alles relativ. Und unbedeutend.

Welter schob mich freundschaftlich an einen verwaisten Stehtisch fernab des Trubels. Er kniff die Lippen zusammen.

»Ist alles nicht so einfach, lieber Rudi. Wenn Sie mal so alt sind wie ich, werden Sie verstehen.« Die Situation war mir unangenehm. Ich dachte an den entzündeten Pickel auf

seiner Pobacke und wollte ihm am liebsten sagen, dass er über Nacht vorsorglich etwas Zugsalbe auftragen sollte.

»Herr Welter«, druckste ich etwas unbeholfen herum, »ich tratsche nicht und kann Dinge für mich behalten.«

Ein trauriges Lächeln huschte über sein Gesicht. »Das ist sehr freundlich, Rudi. Danke.« Wieder klopfte er mir mit seinen fleischigen Händen auf die Schulter. Seine Augen wurden wässrig. »Der Klassiker, peinlich, oder? Der Chef und seine niedliche Sekretärin auf der Weihnachtsfeier. So ist es doch?« Nach einer kurzen Pause, ohne eine Antwort zu erwarten, fuhr er fort. »Das stimmt nur zum Teil. Ruth liebt mich. Und ich glaube, ich liebe sie auch. Aber ich bin verheiratet, Rudi. Seit fünfzehn Jahren. Ich habe mir Zeit gelassen, viel gearbeitet. Tja, und dann lernte ich diese blonde Traumfrau auf einer Geschäftsreise kennen. Ich flog nach Stockholm, erste Klasse. Immer erste Klasse, egal, wie kurz die Strecke ist. Frida, eine schwedische Stewardess, kümmerte sich um mich. Sie trug einen Pferdeschwanz, ihre weiße Bluse war einen Knopf zu weit geöffnet. Als sie spürte, wie mein Blick einen Moment zu lange im Dekolleté verharrte, lächelte sie mich an. Am gleichen Abend noch lud ich sie zum Essen ein. Sie verbrachte die Nacht bei mir. Nur ein halbes Jahr später folgte die Hochzeit. Ich war von Sinnen, in die Venusfalle getappt. Kein Ehevertrag, nichts. Fünfzehn Jahre später stehe ich vor einem Scherbenhaufen. Sie schläft nicht mehr mit mir, betrügt mich und wartet nur darauf, dass ich die Scheidung einreiche. Sie können sich nicht vorstellen, was das finanziell für mich bedeuten würde. So ist das, wenn der Verstand in die Hose rutscht.«

Welter winkte eine Kellnerin herbei, die ihm ein frisches Glas Bier reichte.

»Sie sind noch jung, mein Freund. Glauben Sie mir, der Spruch hat seine Berechtigung: Drum prüfe, wer sich ewig bindet. Die Ewigkeit dauert keine Jahrhunderte, höchstens ein paar Jahre. Ich wünschte, es gebe eine Lösung.« Ein kurzes bitteres Lachen folgte. »Ein Unfall vielleicht. Sie fährt viel zu schnell. Na ja.«

Ich hörte aufmerksam zu. Der Mann war tatsächlich verzweifelt. Obwohl manch einer gerne seine Luxusprobleme übernommen hätte. Wie viele Millionen schlummerten wohl auf seinen Konten, wie sahen Aktiendepots, sein Immobilienvermögen aus? Egal was Frida wohl mit einem geschickten Anwalt herausholen würde, am Hungertuch würde Welter nicht nagen müssen. Dennoch: Er war verzweifelt. Ob man als armer Schlucker verzweifelt ist, als Penner, Beamter, Künstler oder als König Midas – das Gefühl blieb das gleiche. Also verdiente er in gewisser Weise auch Empathie.

»Bei Unfällen lässt sich nachhelfen.«

Der Satz schoss aus mir heraus, als hätte ihn eine übersinnliche Macht geäußert. Als hätte ich ihn nicht selbst gesprochen. Ich erschrak innerlich, während ich äußerlich ganz gelassen wirken musste. Jedenfalls sah mich Welter an, als stünde er dem Leibhaftigen gegenüber.

»Wie meinen Sie das, Rudi?«

Auch wenn ein Funke Entrüstung mitschwang, wirkte Welters Stimme eher interessiert als entsetzt. Nun musste ich lachen, beziehungsweise mein zweites Ich, das neugierig neue Optionen in seinem Leben auszuloten schien.

»Ignorieren Sie bitte meine Bemerkung. Ich bin ein Fan des Giallo. Wahrscheinlich habe ich davon zu viel gesehen.«

»Giallo? Was meinen Sie?«

»Diese italienischen Billigfilme, die ihre Hochzeit in den Sechzigern und Siebzigern feierten und hauptsächlich in Bahnhofskinos liefen. Mord und Totschlag, viel Blut und nackte Haut. Eine ganz eigene Stilrichtung. Ich finde, unterschätzt. Manche Schauspieler haben in den Streifen laufen gelernt. Bei *Deadly Trap* von Umberto Lenzi hat Ornella Muti mitgespielt.«

»Interessant.« Welter kratzte sich am Kinn. »Ornella Muti. Tja, mein Freund. Venusfallen, wo man hinschaut.« Mit einem Riesenseufzer leerte er sein Glas. »Sie sind ein bemerkenswerter junger Mann. Pharmakant bei uns?« Ich nickte. »Gut. Sehr gut. Leute wie Sie braucht das Unternehmen.« Nach einem hastigen Blick auf die Armbanduhr reichte er mir die Hand. »Es ist Zeit. Genießen Sie die Party. Wenn der Chef geht, wird's erst richtig gut.«

Mit gesenktem Kopf trottete Welter davon. Ich schaute auf die Tanzfläche. Karin bewegte sich wie in Trance. Ich war erregt. Später nahm ich sie mit zu mir. Das Vergnügen war kurz, aber okay. Sie war zu betrunken für ein ausgiebiges Liebesspiel. Nachdem sie eingeschlafen war, ging ich ins Wohnzimmer und schob *Die Neunschwänzige Katze* von Dario Argento in den Videorecorder.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit gemischten Gefühlen zur Arbeit. Auch wenn ich bestimmt nicht betrunken gewesen war, hatte der Alkohol meine Zunge gelockert und meine

Fantasie beflügelt. Anders konnte ich mir nicht erklären, wozu ich mich hatte hinreißen lassen. *Bei Unfällen lässt sich nachhelfen.* Ich Idiot.

Bereits um zehn klingelte das Telefon im Labor. Herr Schuster möchte bitte umgehend zu Herrn Welter kommen. Meine Kollegen starrten mich mit großen Augen an, als ich mich auf den Weg in die Chefetage machte. Mein ungutes Gefühl am Morgen hatte mich nicht getrogen. Entlassung Deluxe durch den Big Boss höchstpersönlich? Hatte Welter das denn nötig, die Drecksarbeit selbst zu erledigen? Dafür gab es doch die Personalabteilung.

Ruth errötete leicht, als ich das Vorzimmer betrat. »Warte einen kurzen Augenblick, Rudi. Ich sage Herrn Welter Bescheid.«

Lange musste ich tatsächlich nicht warten. Ich atmete tief durch, als ich das erste Mal das Büro des Patriarchen betrat. Ein riesiger Raum, feudal ausgestattet, mit großer Fensterfront. Entgegen meinen Erwartungen hellte sich Welters Gesicht auf, als er mich sah. Er trat hinter seinem Schreibtisch hervor und eilte mit ausgestreckter Hand auf mich zu.

»Rudi, schön, Sie zu sehen! Kommen Sie, nehmen Sie doch Platz!«

Er wies mir den Weg zur massiven, schwarzen Ledercouch. Auf dem Glastisch standen Kaffee, Tee, Wasser und Gebäck. »Greifen Sie zu! Oder lieber etwas anderes? Ein Weinbrand? Dort im Schrank habe ich meine kleine exquisite Giftkammer.« Er zeigte auf die Mahagoni-Schrankwand hinter dem Schreibtisch.

»Sehr gerne Kaffee, Herr Welter, vielen Dank!«

Die Freundlichkeit, mit der mir Welter begegnete, deutete nicht auf eine Entlassung hin. Im Gegenteil. Der letzte Funke Ungewissheit war gewichen, entspannt nippte ich an dem heißen Kaffee. Welter beobachtete mich wohlwollend, fast väterlich.

»Ich habe die letzte Nacht kaum geschlafen«, hob er an. Mit seinen fleischigen Händen umklammerte er die Armstützen seines Sessels und stemmte sich nach vorne. Zwischen uns war nur der elegante Glastisch. Wie eine Schildkröte aus ihrem Panzer reckte er den Kopf so weit wie möglich in meine Richtung und dämpfte seine markante Stimme. Fast flüsterte er. »Ich habe nachgedacht, Rudi. Über das, was Sie gestern Abend gesagt haben.« Nun presste er seine Lippen zusammen und wartete auf meine Reaktion.

»Meinen Sie den Unfall, Herr Welter?«, fragte ich nüchtern, als wäre es das Normalste der Welt.

Welter hielt besorgt den rechten Zeigefinger an seinen geschlossenen Mund. Er schien nicht zu wissen, wie weit er zu gehen bereit war. Dann nickte er zaghaft und atmete schwer. »Wir haben getrunken, Rudi. Nichts ist passiert. Aber ich müsste mich sehr täuschen, wenn ich in Ihren Augen nicht eine Form von Entschlossenheit und Ehrlichkeit festgestellt hätte, die man sonst nur bei ausgefuchsten Geschäftsleuten antrifft. Täusche ich mich?«

»Nein, Herr Welter, Sie täuschen sich nicht.«

»Können Sie mir helfen?«, fragte er frei heraus, ohne das Unaussprechliche beim Namen zu nennen.

Wieder schien eine andere Stimme an meiner statt zu antworten, und ich bewunderte ihre Kühnheit. »Nicht ich direkt, Herr Welter, aber ich kenne jemanden, der so etwas

kann. Ein Jugendfreund. Er hatte Pech, sein Leben lief nicht besonders glatt. Eigentlich die typische Verliererkarriere. Ich erspare Ihnen die Einzelheiten. Er ist zuverlässig und ein Mensch, der für einen Freund alles tun würde. Ich bin ein Freund. Wir sehen uns nur selten, und ich will eigentlich gar nicht wissen, wie er sich über Wasser hält. Mal verkehrt er in den teuersten Etablissements, mal lebt er vorübergehend auf der Straße. Zurzeit, befürchte ich, hat sich das Rad wieder nach unten gedreht. Eine Finanzspritze würde ihm auf die Füße helfen.«

»Wie viel?«, fragte Welter, ganz Geschäftsmann.

»Ich weiß es nicht. Er ist ein Freund, aber ich verkehre nicht in seinen Milieus.« Ich stellte meine Tasse ab. »Aber wenn Sie möchten, frage ich ihn.«

»Fragen Sie ihn, Rudi, fragen Sie ihn!« Welter stand auf, schritt zum Panoramafenster und blickte in den Horizont. »Und melden Sie sich bei mir, wenn Sie mehr wissen. Es soll auch Ihr Schaden nicht sein. Verstehen Sie?«

»Selbstverständlich. Vielen Dank, Herr Welter! Ich kümmere mich.«

Der Arbeitstag verging wie im Flug, ich war beschwingt. Kurz vor dem Wendepunkt in der vorgezeichneten Routine meines mittelmäßigen Lebens war ich wild entschlossen, den Schopf, der sich mir bot, nicht mehr loszulassen. Von einem auf den anderen Tag befand ich mich in meinem eigenen B-Movie, als Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller. Natürlich gab es diesen ominösen, zu allem bereiten Freund nicht, den ich Welter gegenüber ins Spiel gebracht hatte. Mein persönlicher Mr. Hyde war erwacht, kein Monster, das sich etwa verselbstständigte, sondern eines, das ich steuerte

und dem ich das Recht einräumte, Schicksal zu spielen; das in der Lage war, sich über sämtliche tradierten Moralvorstellungen hinwegzusetzen; das seinen ganz individuellen moralischen Kompass nach eigenen Bedürfnissen ausrichtete. Und das sich gleichzeitig in den Dienst einer höheren Sache stellte, nämlich die unaussprechlichen Wünsche zu realisieren, die weder Weihnachtsmann noch Osterhase erfüllen konnte. Ein Handlanger des Teufels, ein Charon des 20. Jahrhunderts, der Fährmann, den jeder mied, solange die Lebensuhr nicht abgelaufen war.

Jahre später sah ich *The Purge*, ein dystopischer Thriller, der von einer Nacht erzählte, in der jeder Bürger straffrei jedwede Mordlust ausleben durfte, die ihn das ganze Jahr über beschäftigt hatte. Endlich den verhassten Vorgesetzten meucheln, der einen fortwährend demütigte, den Nebenbuhler abknallen, der der Ehefrau nachstellte, dem Nachbarn den Schädel einschlagen, der einem mit rücksichtsloser Selbstverständlichkeit die Einfahrt zuparkte. Egal wie belanglos das Motiv auch schien, alles war erlaubt, wenigstens diese eine Nacht. Es faszinierte mich, wie der Streifen kompromisslos die schlummernde dunkle Seite des menschlichen Wesens sezierte, den Verlust von Moral und Skrupeln, eine reinigende Nacht der niedersten Instinkte. Welches kalkulierte Chaos ausbrach, wenn das Korsett des rechtlich kodifizierten gesellschaftlichen Zusammenlebens abgestreift wurde.

Und damals? Nach einer unbedachten Äußerung gegenüber Welter? Ich arrangierte mich mit meinem Mr. Hyde, legte das Korsett beiseite und überzeugte mich selbst,

dass ich nur ein Erfüllungsgehilfe besonders delikater Wünsche war. Ein ungewöhnlicher Dienst, der gut bezahlt sein wollte.

Ich saß in der Küche, trank ein Glas Milch und aß ein Spiegelei, das ich sorgsam auf eine Scheibe Brot gelegt hatte.

Welche Summe sollte ich von Welter fordern? Und wann? Er sollte auf keinen Fall den Eindruck gewinnen, dass dieser Freund nur eine Erfindung sein könnte oder dass wir regelmäßig miteinander verkehrten. Und der Unfall? Vielleicht den Wagen manipulieren? Ich war kein Kfz-Mechaniker. Vielleicht vor einen heranfahrenden Zug oder Bus stoßen oder gleich zu härteren Bandagen greifen? Also kaltblütiger Mord statt eines gestellten Unfalls? Mit den daraus resultierenden polizeilichen Ermittlungen. Ich überließ es meinem Mr. Hyde; der Geistesblitz, irgendeine Eingebung sollte schon noch folgen.

Erst drei Tage später suchte ich Welter wieder auf. Er wirkte nervös, aber freundlich und entschlossen, ohne Zweifel gewillt, unseren Pakt zu besiegeln. Ohne Umschweife kam er zur Sache. »Haben Sie Ihren Freund getroffen?«

»Ja«, antwortete ich ruhig, »und er ist bereit zu helfen.«

Welter atmete schwer. »Zu helfen ...«, murmelte er kaum hörbar meine letzten Worte. Dann fuhr er mit fester Stimme fort: »Wie viel?«

»Fünftausend«, sagte ich und wartete auf eine Reaktion. Sie ließ auf sich warten, und ich bot Welter die Möglichkeit eines Rückziehers. »Ich kenne mich mit solchen Sachen nicht aus. Herr Welter, es ist nichts passiert. Rein gar nichts. Ich habe meinem Freund keinen Namen genannt.

Wir können das problemlos hier und jetzt beenden. Ich bin loyal und kann schweigen.«

Welter lächelte säuerlich, nickte kurz und erhob sich von seinem Sessel. Er schritt zu seinem Schreibtisch und öffnete eine Schublade. Mit einem leichten Zittern entnahm er ein paar Dokumente und legte sie auf den Schreibtisch. Dann griff er nach dem silbernen Brieföffner, beugte sich über die Schublade und steckte die Klinge zwischen Boden und Seite. Es knarzte.

Er musste meinen fragenden Blick bemerkt haben. »Doppelter Boden«, erklärte er keuchend, als er das Brett anhob. Hastig nahm er mehrere Bündel Banknoten aus dem Geheimfach und zählte vor sich hin. »Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig.« Anschließend legte er das Brett wieder in die Schublade und bedeckte es mit den Dokumenten.

»Hier, Rudi.« Er reichte mir das Geld. Aus der Innentasche seines Sakkos fischte er ein Foto. »Das ist Frida. Meine Frau. Das Foto ist aktuell. Ihr Freund sollte sie problemlos wiedererkennen. Wissen Sie, wo ich wohne?«

Ich nickte. »Gut. Ich glaube, es ist alles gesagt, oder?«

»Darf ich Sie noch etwas fragen, Herr Welter?« Die Antwort wartete ich nicht ab. »Wo hält sich Ihre Frau in nächster Zeit auf?«

Nervös fuhr sich Welter mit der Hand über den Mund. »Sie arbeitet nicht. Sie ist viel zu Hause oder geht einkaufen. Ich habe mir nie viel Gedanken über ihren Tagesablauf gemacht. Ihr Freund sollte vielleicht wissen, dass sie nächstes Wochenende nach Stockholm fliegt. Sie verbringt ein paar Tage in Värmdö, einem kleinen Ort, weniger als eine Stunde östlich von Stockholm. Wir haben dort ein

Wochenendhäuschen, ganz idyllisch im Wald, direkt an einem kleinen See gelegen.« Plötzlich riss er die Augen auf. »Das wäre vielleicht ...«, sagte er leise, ohne den Satz zu vollenden.

Ich verstand, was er meinte, und lächelte ihn an. »Können Sie mir die genaue Adresse geben? Für den Fall der Fälle.«

Västerviksvägen in Värmdö lautete die Adresse. Das Häuschen lag mitten im Wald auf einer unbefestigten, schmalen Straße. Der nächste Nachbar weit mehr als hundert Meter entfernt. Dünn besiedeltes Naherholungsgebiet für gestresste Hauptstädter. Einsam und verlassen. Nach den obligatorischen Jahresendbesuchen bei der schwedischen Verwandtschaft verbrachte Frida gerne ein paar Tage allein in der pittoresken Waldlandschaft, las bei Kaminfeuer, hörte Musik und widmete sich ihrem Hobby, dem Malen. So jedenfalls laut Welter. Leider lag er nicht ganz richtig.

Noch am gleichen Abend studierte ich Kartenmaterial, das ich mir beim Automobilclub besorgt hatte. Mir war recht schnell klar, dass ich mit dem Auto nach Schweden fahren würde. Kein Einchecken am Flughafen, was meine Reise leichter zurückverfolgbar machen würde. Einschließlich Fähre würde ich mit meinem Rekord voraussichtlich fünfzehn Stunden brauchen, kurze Pausen inbegriffen.

Freitag losfahren. Samstag Frida. Sonntag zurück. Montag zur Arbeit. Ein straffes Programm, das ich für machbar hielt.

Ich hatte mir ein Steak zubereitet. Und etwas grünen Salat. Ich starrte auf den Messerblock auf meiner kleinen KüchENZEILE. Meine Eltern hatten ihn mir geschenkt, als ich die erste eigene Wohnung bezogen hatte. Qualitativ hochwertig, scharfe Klinge aus veredeltem, eisgehärtetem Edelstahl. Es durchtrennte das Steak wie zart schmelzende Butter. Mir fiel nichts Besseres ein. Es gab kein Zurück.

Der Freitag kam schneller, als ich es mir normalerweise gewünscht hätte. Karin fragte mich noch mit verheißungsvollen Augen, was ich denn so am Wochenende vorhätte. Die Wahrheit konnte ich ihr nicht sagen: meine ganz besondere Premiere. Ich musste sie abblitzen lassen, täuschte eine Migräne vor.

Värmdö war nur noch fünfzehn Stunden entfernt. Mein neues Leben auch.

Kapitel 2

Die gelbe Kladde

»Könnte ich schon bei Ihnen abkassieren? Ich habe gleich Feierabend.«

Emilie erschrak kurz, als die Bedienung sie von der Seite ansprach. Sie schaute auf ihre Armbanduhr und stellte verwundert fest, dass sie nun schon über eine Stunde auf der Terrasse vor Triers größter Eisdiele saß. Wenn die Sonne schien, wie an diesem traumhaften Juninachmittag, gab es kaum einen besseren Ort für sie, um nach einem stressigen Arbeitstag runterzukommen. Mit Blick auf das Wahrzeichen der Moselmetropole, der Porta Nigra, dem emsigen Treiben in der Fußgängerzone zuschauen, mehr oder weniger zufriedene Menschen auf der Suche nach dem perfekten Schnäppchen beobachten. Augusta Treverorum, Deutschlands älteste Stadt, bot Einheimischen und Besuchern nahezu alles, was das Herz beehrte. Hier zu leben, zwischen Tradition und Moderne, Provinz und Großstadt, betrachtete Emilie als Privileg. Umso mehr genoss sie jetzt die Sonne, den Schokobecher und ihren Cappuccino.

»Ja, sicher, kein Problem.«

»Hat was nicht gestimmt mit dem Eis?«, fragte die junge Kellnerin ernsthaft besorgt.

Erst jetzt fiel Emilie auf, dass sie den Becher nur zur Hälfte gegessen hatte und der Rest geschmolzen war. Ihr Cappuccino war unangenehm abgekühlt.

»Oh, nein!« Emilie zog einen Zehneuroschein aus ihrem Portemonnaie. »Stimmt so, vielen Dank!« Sie trank einen Schluck und erklärte sich: »Wissen Sie, ich war so vertieft in dieses Heft. Es scheint ein Manuskript zu sein, ein Krimi. Es lag hier auf dem Boden, gleich unter dem Tisch. Haben Sie eventuell eine Ahnung, wer es verloren haben könnte?«

Interessiert begutachtete die junge Frau das hochwertige Notizbuch: der Umschlag in leuchtendem, sattem Gelb, das strahlend weiße, linierte Papier war mit einem Füllfederhalter in akribischen Lettern beschrieben worden.

»Nein, leider nicht.« Sie steckte den großen ledernen Geldbeutel in ihre schwarze Schürze. Dann hob sie nachdenklich den Zeigefinger vor die Lippen. »Warten Sie mal, doch! Vor etwa zwei Stunden saßen am gleichen Tisch eine Frau und ihre kleine Tochter. Ein süßes Mädchen, vielleicht vier oder fünf. Die Mutter war ziemlich nervös und telefonierte. Die Kleine hatte ein Pumuckl-Eis. Sie kam wahrscheinlich von der Kita oder so, denn sie hatte einen kleinen Rucksack dabei. Nachdem sie ihren Eisbecher aufgegessen hatte, hat sie angefangen zu malen, meine ich. Darf ich mal?« Sie blätterte ein paar Seiten, las einen Abschnitt, schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht. »Hm, Quickie auf dem Waschtisch. Wirklich nichts für kleine Mädchen. Manche Hobbyautoren haben eine wilde Fantasie.« Sie blätterte weiter. Am Ende des Notizbuchs waren noch einige Seiten unbeschrieben. Ihre Miene erhellte sich, und sie drehte das Buch zu Emilie herum. Tatsächlich

waren dort auf einer Doppelseite Buntstiftzeichnungen eines kleinen Kindes zu sehen – eine Sonne, ein Regenbogen, etwas, das wie ein Hund aussah, aber Emilie konnte sich täuschen.

»Fräulein!«, ertönte es von einem drei Plätze weiter entfernten Tisch. Ein Mittsiebziger wurde ungeduldig.

»Ich muss los. Den Kunden rechne ich noch ab, und dann ist Schluss für heute. Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag.«

Emilie erwiderte die Wünsche und starrte auf die Kladde. Wilde Fantasie. Aber eine schöne Handschrift, fand sie. Gepflegt, gleichmäßig, rund, die Linien respektierend und alles in einem kräftigen, schillernden Blau. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass dem Mädchen oder ihrer Mutter das Heft gehörte. Die Schrift passte nicht zu einer Frau, und bei der ganzen Arbeit, die es bedeutete, einen langen Text handschriftlich zu verfassen, konnte Emilie sich nicht vorstellen, dass sie ihre Tochter einfach reinkritzeln lassen würde. Nein, vermutlich hatte das Mädchen das Buch ebenfalls gefunden, oder es gehörte ihrem Vater? Einem Hobbyautor. Vielleicht. Emilie hoffte nur, dass der Verfasser parallel seine handschriftlichen Aufzeichnungen in den Computer übertrug. Es waren nur noch ein paar unbeschriebene Seiten darin, ein paar weiße Blätter, die das Mädchen zum Malen animiert hatten. Auf der inneren Umschlagseite hatte der Autor die Anzahl und Titel der Kapitel aufgelistet, die abgeschlossenen mit einem Häkchen versehen, gefolgt von *erl.*, erledigt. Besonders eitel schien er nicht zu sein. Jedenfalls hatte er es nicht für nötig befunden, den Kapiteln seinen Namen voranzusetzen. Nur zwei

Häkchen fehlten noch, der Autor war fleißig gewesen. Viel Platz hatte er auch nicht mehr, wenn er es bei einem Notizbuch belassen wollte. Emilie versuchte sich vorzustellen, wie Autoren wohl tickten. Es musste befriedigender sein, ein Notizbuch bis zur letzten Seite zu füllen und mit dem Wort »Ende« zu krönen, als aus Platzmangel ein neues zu beginnen und nur wenige Seiten zu nutzen. Wie viel Zeit, wie viele Stunden steckten bereits in dem unvollendeten Werk? Ja, hoffentlich hatte er seinen Text in ein Textverarbeitungsprogramm nachgetragen. Wenn nicht, würde er sich jetzt schwarzärzern.

Emilie seufzte. Sie bewunderte Künstler jeder Art, egal ob Maler, Musiker oder Schriftsteller. Hin und wieder las sie auch Kriminalromane, obwohl sie eher ein Faible für *Romance* und Herzschmerz hatte. Und für Klassiker. Oder die Schmöker, die die kleine Bibliothek ihrer Eltern schmückten. *Und Jimmy ging zum Regenbogen*. Ihr Vater mochte Simmel.

Sie packte das Heft in ihre Handtasche. Eigentlich hatte sie überlegt, mit ein paar Freundinnen auszugehen. Ihre Eltern ermunterten sie regelmäßig dazu. *Geh doch mal aus*, sagten sie dann. *Wir kümmern uns schon um Michel*.

Michel war vier, und er fühlte sich bei Oma und Opa pudelwohl. Welches Kind ließ sich nicht gerne von den Großeltern verwöhnen? Er war lieber bei ihnen in Schweich, in dem Haus mit dem großen Garten, als bei seinem Vater, der eigentlich nie richtig Zeit hatte und sich lieber mit seiner Freundin beschäftigte.

Seit zwei Jahren war Emilie nun geschieden. Die Ehe an sich hatte nur unwesentlich länger gedauert. Alex konnte

einfach nicht die Finger von anderen Frauen lassen. Mit Michels Geburt hatte sich das nicht geändert. Im Gegenteil. Als gut aussehender, charmanter Arzt flogen ihm die Herzen nur so zu. Auch das einer Kollegin von Emilie, die sogar auf der gleichen Station wie sie arbeitete. Rebecca. Es war einfach nur enttäuschend. Demütigend. Alex und Rebecca hatten, nachdem die Affäre aufgefliegen war, wenigstens den Anstand gehabt, das Krankenhaus zu wechseln. Ärzte und Krankenpflegerinnen wurden immer gebraucht. Emilie war im Brüderkrankenhaus geblieben. Immerhin kam Alex seiner Verantwortung nach: Der Unterhalt für Michel kam pünktlich per Dauerüberweisung.

Mit Michel hatte Emilie einen wunderbaren kleinen Mann, der sie nie verletzte und seine Mama vergötterte. Warum sollte sie sich unbedingt wieder binden? Sicher gab es Momente, in denen sie sich die Nähe eines Mannes wünschte. Aber dazu reichte auch ein unverfängliches Abenteuer im Urlaub. *Sorry, Mama, Papa, auf den nächsten Schwiegersohn werdet ihr wohl noch warten müssen.*

Obwohl Michel bei den Großeltern übernachtete, zog es sie heute auf die Couch ihrer hübschen Wohnung in der Neustraße, ideal gelegen am Viehmarktplatz, nur wenige Minuten zur Fußgängerzone und keine zwei Kilometer bis zum Krankenhaus. Um die Häuser ziehen konnte sie auch an einem anderen Tag. Emilie liebte ihre Drei-Zimmer-Maisonette-Wohnung mit Balkon. Etwas teuer vielleicht für eine Krankenpflegerin, aber Alex' schlechtes Gewissen hatte sich wenigstens hier ausgezahlt. Er beteiligte sich an der Miete. Michel sollte es an nichts fehlen.

Auf dem Weg nach Hause besorgte sich Emilie noch einen Salat und zwei Brötchen beim Bäcker und schlenderte zufrieden Richtung Viehmarkt.

Es war erst fünf, als sie sich auf dem Sofa langstreckte. Zu früh für den Salat. Sie war noch von ihrem Eis gesättigt. Emilie griff nach der Fernbedienung auf dem Glastisch neben der Couch, hielt dann aber inne. Der Fernseher blieb erst einmal aus. Später am Abend würde sie sicher einen Film schauen oder irgendeine Serie auf Netflix. *Bridgerton* war in aller Munde.

Emilie dachte an Rudolph Schuster. Seine Freunde nannten ihn Rudi. Sie sah ihn vor ihrem geistigen Auge – den großen, schlaksigen Kerl, der seinen Platz in der Welt noch nicht gefunden hatte und im Begriff war, einen abartigen Weg einzuschlagen. Völlig ohne Not. Würde er seine Reise nach Schweden antreten und die Ehefrau seines Chefs töten? In Värmdö, nicht weit von Stockholm. Eines musste man dem Unbekannten lassen: die Story war durchaus spannend.

Emilie stand auf, ging zur Kommode im Flur, wo sie gewöhnlich ihre Handtasche ablegte, nahm das gelbe Heft und legte sich wieder auf die Couch. Was für ein reißerischer Titel für das nächste Kapitel: »Das Gemetzel von Värmdö«.

Kapitel 3

Verfluchter Krebs

»Sind Sie wieder unter uns, Herr Dombrowski?«

Ihre Stimme klang zu jovial für den Zustand, in dem sich Mathias Dombrowski befand. Der Raum wirkte bedrohlicher als jene Zimmer, mit denen er während seiner Chemotherapie Bekanntschaft gemacht hatte. Nichts, was die ohnehin karge Ausstattung eines Krankenhauses auflockerte, stattdessen Monitore und Gerätschaften, die er höchstens aus Arztserien kannte. Letzte Ausfahrt Intensivstation. Hämmernde Kopfschmerzen hatten sich zu den beklemmenden Erstickungsgefühlen gesellt, sein Sichtfeld schien eingeschränkt. Hoffentlich nur eine vorübergehende Erscheinung.

Langsam hob er seine Hand und wischte den Schlaf aus seinen Augen. Die verschwommene Silhouette verwandelte sich in einen blonden Engel. Ihre Frage beantwortete er mit einem stummen Lächeln. Obwohl er Krankenhausaufenthalte mittlerweile gewohnt war, konnte er sich immer noch nicht damit abfinden, im Schlafanzug und ungewaschen vor einer jungen Frau im Bett zu liegen. Dombrowski stützte sich auf seine Fäuste und versuchte, sich aufzurichten. Er spürte ein unangenehmes Stechen auf dem rechten Handrücken und verzog das Gesicht.

»Langsam, Herr Dombrowski«, ermahnte ihn die Krankenpflegerin sanft. Sein Blick fiel auf das Namensschildchen auf Höhe der Brust. Sie hieß Rebecca. Rebecca Stecher. »Lassen Sie mich erst einmal die Kanüle entfernen. Wir haben Ihnen eine Infusion verabreicht. Bald können Sie wieder Bäume ausreißen!«

»Ja ... ganz bestimmt.« Jedes Wort war Schwerstarbeit. Der wenige Sauerstoff, den seine Lunge aufnahm, musste gut eingeteilt werden. Zum Bäumeausreißen würde es nie wieder reichen. Vielleicht eine Pusteblume. Dombrowski war klar, dass er Bäume nur noch in ihrem grünen Festgewand sehen würde. Die herbstliche Laubverfärbung würde er nicht mehr mitbekommen. Das war in Ordnung. Er hatte seinen Frieden gemacht. Sein letztes Vorhaben stand kurz vor dem Abschluss. Seine Memoiren.

Was für ein nettes Wesen, diese Rebecca, dachte er. Wie vielen Totgeweihten hatte sie auf der Onkologie wohl schon Trost spenden müssen? Was für ein Job. Er hätte ihr stante pede das Bundesverdienstkreuz verliehen.

»So.« Sie schaute ihn mitleidig an. »Sie sind gestern kollabiert, erinnern Sie sich?«

Dombrowski schloss die Augen, versuchte sich zu erinnern, was passiert war. Er hatte etwas beim Italiener gegessen. Dann der Filmriss.

Rebecca streichelte tröstend seinen Oberarm. »Der Arzt kommt gleich zur Visite, Herr Dombrowski. Was möchten Sie denn zum Frühstück? Kaffee? Oder lieber Tee?«

Seit der letzten Chemotherapie ertrug Dombrowski den Duft von Kaffee nicht mehr. »Lieber einen Tee und ... wenn es keine ... Umstände macht ... einen Joghurt.«

»Gerne! Ruhen Sie sich aus. Ich öffne mal das Fenster und hole Ihnen anschließend Ihr frugales Mahl.«

Die frische Morgenluft erreichte sein Bett. Wie gerne hätte er jetzt durchgeatmet. Stattdessen schmerzte sein Rücken von der Anstrengung, seine Atemwege zu versorgen. Es war wie ein permanentes Dauertauchen und dieser unwiderstehliche Drang, schnell an die Wasseroberfläche zu gelangen, um dem Erstickungstod zu entgehen. Ein Vierteljahr würde er es wahrscheinlich noch schaffen, immer wieder rechtzeitig aufzutauchen. Schon sehr bald sollte der Weg zur Oberfläche zu lang sein. Sein Arzt war ehrlich gewesen und hatte ihm keine falschen Hoffnungen machen wollen.

Der Kräutertee, den Rebecca auf einem Tablett servierte, tat ausgesprochen gut. Er ölte die vertrocknete Kehle und stimulierte die Stimmbänder. Vorsorglich hatte sie zwei Becher Joghurt mitgebracht. Einmal Himbeere, einmal Pfirsich-Maracuja.

Ein Vierteljahr.

Es fehlten nur noch zwei Kapitel. Maximal. Sollte die Zeit knapp werden, würde er straffen. Die Suche nach einem Verlag sollte ein Kinderspiel sein. Wahre Verbrechen übten schließlich seit Menschengedenken eine unheimliche Faszination aus. True Crime. Immer ein Kassenschlager.

Plötzlich wurde es Dombrowski heiß. Er erschrak. Seine Tasche! Gerade wollte er nach einer Pflegerin klingeln, als sich die Tür zum Krankenzimmer öffnete. Die Visite.

»Guten Morgen, Herr Dombrowski. Schade, dass wir uns so schnell wiedersehen müssen«, meinte der Arzt ehrlich besorgt.

»Doktor Beschorner ... immer eine Freude.« Dombrowski war erleichtert, dass sein behandelnder Arzt Dienst hatte. »Halten Sie Ihre Prognose aufrecht?«

Der Arzt kniff die Lippen zusammen. »Ihr Kreislauf ist kollabiert, Herr Dombrowski. Sie haben stark abgenommen und kaum Reserven. Mit der Palliativtherapie können Sie Ihren Alltag einigermaßen erträglich meistern. Aber ich will Ihnen nichts vormachen. Das war zwischen uns immer klar. Die Aussetzer werden häufiger. Sie haben keine Angehörigen, die sich um Sie kümmern. Ich möchte Ihnen dringend empfehlen, ernsthaft über ein stationäres Hospiz nachzudenken. Wenn es nach mir geht, überweise ich Sie gleich morgen. In der Ostallee gibt es ein wunderbares Haus mit hervorragend geschultem Personal.«

Dombrowski hob die Hand und schüttelte den Kopf. »Ihre Prognose, Doktor Beschorner?«

»Maximal vier Monate. Eher weniger. Ich bleibe dabei, was ich Ihnen beim letzten Mal gesagt habe. Sie werden den Herbst nicht mehr erleben.«

»Das reicht«, sagte Dombrowski lächelnd. »Herr Doktor ... meine Tasche.« Die Kurzatmigkeit war heute besonders schlimm. Vermutlich hatten ihn Kollaps und Sturz geschwächt. Der Arzt schien zu spüren, dass seinem Patienten das Thema Hospiz unangenehm war. Dombrowski war erleichtert, dass Beschorner es nicht weiter forcierte und seufzend das spartanisch ausgestatte Krankenzimmer mit den Augen absuchte. Schließlich schaute er im schmalen Spind nach, in dem sich Dombrowskis Kleidung und eine lederne Tasche befanden. Er nahm sie heraus, hielt sie hoch. Dombrowski nickte und streckte seine Hand aus. Für ihn war

die Visite erledigt, sie interessierte ihn nicht mehr. Nur noch seine Aktentasche. Er öffnete die Schnalle und prüfte den Inhalt. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis sich seine schlimmsten Befürchtungen bestätigten: Die gelbe Kladde fehlte! Resigniert sank er in sein Kissen.

»Was ist los? Fehlt etwas?«, erkundigte sich Beschorner.

Dombrowski hustete und holte so tief Luft, wie es gerade möglich war. »Ja, ein Heft ... ich schreibe ... gelber, glänzender Einband. Mein Manuskript.«

Beschorners betroffenes Gesicht sprach Bände. Dombrowski konnte förmlich dessen Gedanken lesen, nachdem er den Arzt in sein Vorhaben eingeweiht hatte. Bestimmt kein Novum für den Berufsstand. Dombrowski war sicher nicht der Erste, der sich im Angesicht des nahenden Todes einen letzten Traum erfüllen wollte. Die einen lernten in den verbleibenden Monaten ihres Lebens ein Instrument, andere fingen an zu malen. Und dann gab es jene, die endlich ihre Traumreise realisierten oder sich in Form einer Buchveröffentlichung verewigen wollten. Warum nur nicht früher? Musste erst der Krebs oder eine andere tödliche Krankheit dafür sorgen, dass Menschen erkannten, was ihnen im Leben fehlte?

»Ich frage im Stationszimmer nach. Es wird sich nicht in Luft aufgelöst haben. Entspannen Sie sich.«

Natürlich wusste dort niemand Bescheid, aber man versprach, sich bei den Sanitätern zu erkundigen, die Dombrowski eingeliefert hatten, nachdem er in der Paulinstraße zusammengebrochen war.

Unweit der Paulin-Kirche befand sich sein Stammitaliener, der es nicht nur wegen seiner guten Salate

geworden war, sondern vor allen Dingen wegen seiner Lage: nicht allzu weit vom Martinsufer, wo sich seine kleine Wohnung befand, und in Nachbarschaft zu diesem spätbarocken Gotteshaus, das eine unerklärliche Anziehungskraft auf ihn ausübte. Diese geschichtsträchtige Kirche war auf wundersame Weise unpräntiös, ob sie nun gelb war oder seit der letzten Farbfassung vor einigen Jahren rotbraun, gelb und weiß. Irgendwie stand sie stets im Schatten des Doms oder der Konstantinbasilika. Es verirrtten sich nur kunsthistorisch interessierte Touristen in dieses Viertel. Die Masse der Trier-Besucher blieb in der Fußgängerzone der Altstadt. Bei der Porta Nigra schien eine unsichtbare, geschlossene Schranke zu sein.

Religion interessierte Dombrowski nicht, im Gegenteil. Kirchen und ihre Architektur hingegen zogen ihn magisch an. Sankt Paulin war eine kleine Oase der Ruhe und der inneren Einkehr.

Die Erinnerung kehrte wieder, die Bilder wurden klarer.

Sein Mittagessen beim Italiener hatte aus einem Tomaten-Mozzarella-Salat und einem Pfefferminztee bestanden. Er hatte an einem der wenigen Bistrotische im Außenbereich gegessen. Der Tag war ein besonderer, denn gerade hatte er mit dem vorletzten Kapitel seiner Lebensgeschichte begonnen. Ein besonderes Kapitel. Jenes, das den einzigen Mord beschreiben sollte, den er aus eigener Motivation und ohne Bezahlung begangen hatte. An jenem Mann, den er für seine Krebserkrankung verantwortlich machte.

Sehr weit war er nicht gekommen. Nach nur wenigen Sätzen verspürte er einen üblen Schwindel, seine Augen

flimmerten. Ahnend, was folgen sollte, legte er seinen Füller nieder und klammerte sich an die Tischkante. Umsonst. Er kippte vom Stuhl und riss den Tisch mit um. Er hörte noch, wie der besorgte Kellner angerannt kam und ihn fürsorglich stützte. Dann der Totalausfall. Funkstille. Bis zu diesem Morgen und den himmelblauen Augen des blonden Engels.

Dombrowski nippte an seinem Tee. Nachdenken. Ruhig bleiben. Das war seine Stärke. Seit seinem ersten Auftrag damals in Värmdö.

Er war also gestürzt. Alles, was sich auf dem Tisch befunden hatte, musste sich auf dem Boden verteilt haben. Unter Gästen und Restaurantpersonal wird sich Hektik und Panik verbreitet haben. Erstversorgung, Notruf, Krankenwagen, beiläufiges Aufräumen. Blaulicht, Notarzt, Sanitäter tragen ihn auf einer Bahre vom Schauplatz. Bevor das Martinshorn aktiviert wird und die Türen verschlossen werden, reicht der Kellner den Sanitätern noch schnell Dombrowskis Habseligkeiten. Ohne das gelbe Heft, das vielleicht unter der Menükarte oder dem umgestürzten Tisch lag.

Ja, so musste es gewesen sein.

Wenn die Sanitäter nicht weiterhelfen konnten, würde Mario, der Inhaber der Pizzeria, Bescheid wissen. Bestimmt. Ruhe bewahren.

Dombrowski kombinierte gut. Das hatte ihn in all den Jahren seiner außergewöhnlichen Karriere ausgezeichnet und vor den strafrechtlichen Folgen seiner Missionen bewahrt. Stets das Worst-Case-Szenario mitdenken. Aber es blieben immer Restrisiken, Unwägbarkeiten, die in keine noch so kluge Vorausschau einfließen.

Was er nicht ahnen und in seine Überlegungen einbeziehen konnte, war das kleine neugierige Mädchen, das wenige Minuten vor seinem Kollaps von seiner Mutter im Kindergarten abgeholt worden war. Eigentlich hatten die beiden eine Pizza essen wollen, hielten Ausschau nach einem freien Tisch, als sich das Unglück ereignete. Während die Mutter den stürzenden Gast im Auge hatte, rutschte die gelbe Kladde bis vor die Füße des Mädchens. Das leuchtende Gelb fand sie so schön, dass sie das Heft hurtig in ihren kleinen Rucksack packte. Der Mann würde es ja jetzt nicht mehr brauchen.

Und so trat Dombrowskis Manuskript eine kurze Odyssee an, die in Emilies Wohnung endete.

Aber das wusste er natürlich nicht. Noch nicht.

Noch am gleichen Abend verließ Dombrowski das Krankenhaus auf eigene Verantwortung. Mit dem Taxi ließ er sich zur Pizzeria in der Paulinstraße fahren und bat den Fahrer, einen Moment zu warten. Er hole nur eine Lasagne und wolle dann nach Hause.

Mario erkannte seinen Stammgast sofort, als er das Lokal betrat. Er freute sich aufrichtig, dass es ihm wieder besser ging. Dombrowski bestellte eine Lasagne zum Mitnehmen und erkundigte sich nach dem Verbleib seiner gelben Kladde.

»Oh, das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Das tut mir sehr leid. Nachdem Sie weg waren, haben wir natürlich gleich aufgeräumt, aber es war kein Heft mehr da«, sagte Mario. Nachdenklich rieb er seinen Dreitagebart. »Warten Sie mal. Ja, da war ein kleines Mädchen mit seiner Mutter. Ich habe nur im Augenwinkel sehen können, dass es etwas

aufhob und in seiner Tasche verstaute. Das könnte Ihr Heft gewesen sein. Die Kleine muss hier irgendwo in der Nähe in den Kindergarten gehen. Ich meine, ich habe die beiden schon öfter gesehen.«

Dombrowski lächelte.

Die Lasagne war schnell fertig. Wahrscheinlich musste sie nur in der Mikrowelle erhitzt werden.

»Prego! Die geht aufs Haus!« Mario strahlte. »Ich bin wirklich erleichtert, Sie wieder unter den Lebenden zu sehen.« Er räusperte sich verlegen. Ihm war nicht entgangen, wie schwer sein Gast erkrankt war. »Vielleicht finden Sie auch wieder Ihr Heft. Ich halte nach dem Mädchen Ausschau. Ist es denn sehr wichtig?«

Dombrowskis Lächeln wich einem diabolischen Grinsen.

»Sehr ... ich würde dafür töten.«